

# Erzählung und Theorie

DANIEL STRASSBERG

Die Schule war eine Qual. Ich war 14 Jahre alt und wollte etwas von der Welt erfahren. Irgendetwas Seltsames ging in mir vor und irgendetwas Seltsames ging in der Welt vor. In Paris hatten sich die Studenten mit den Arbeitern verbündet und waren bereit, die Welt auf den Kopf zu stellen – oder wie es Rudi Dutschke ausgedrückt hatte: Sie wollten die Welt vom Kopf auf die Füsse stellen. Die innere Welt war schon auf den Kopf gestellt, den die Mädchen mir schon gehörig verdreht und die Füsse gleich mit weggezogen hatten. Und ich ahnte dunkel, dass alles miteinander zusammenhing, der Kopf mit den Füssen, Paris mit Zürich, Innen mit Aussen, die Mädchen mit der Revolution.

Doch von alledem kam in der Schule nichts vor. Weder Mädchen, noch Revolution. (Die Revolution beschränkte sich auf Tells Weigerung, den Hut Gesslers zu grüssen. Das hatte ich im Theater gesehen, dabei gelacht und dafür eine Ohrfeige kassiert, mitten in der Aufführung. Soviel zur Revolution.)

Was in der Schule vorkam: Ordnung und Reinlichkeit, saubere Heftführung, Vokabeln büffeln (*lippus* heisst triefäugig, das weiss ich heute noch), alles Dinge, für die ich absolut kein Talent hatte. (Heute würde ich dafür wohl Ritalin bekommen, damals nur schlechte Noten.)

Nach den Sommerferien schien sich alles zu verändern. Nun, seien wir ehrlich, alles wurde nicht anders, aber zumindest ein kleines Hoffnungsbeben erschütterte den Beton des Freudenbergs; nun, zumindest ein kleiner Lichtblick drang ins immer zu heisse Klassenzimmer. Der Geschichtsunterricht wurde von einer jungen Studentin übernommen, die für eine Lehrerin erstaunlich hübsch war und es erst noch zustande brachte, einer Schar von pickligen, unreinen und unpünktlichen Bürgersöhnen etwas von der Welt zu zeigen. Ihnen zu zeigen, wie lustvoll es sein kann, Zusammenhänge zu entdecken und etwas zu verstehen. Ihnen zu zeigen, dass das, was da draussen vorgeht mit dem, was in ihnen geschieht, etwas zu tun hat. Kurz: der es gelang, die Erotik des Denkens zu wecken.

Sie hiess Fröllein Kunz. Ich habe für Fröllein Kunz geschwärmt, ja, ich habe mich ein ganz klein wenig in diese springlebendige Lehrerin verliebt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, mich dauernd gemeldet und zu allem und jedem eine Meinung geäussert, auch auf die Gefahr hin, zum Klassenstreber zu avancieren.

Allerdings konnte mich keine Schwärmerei der Welt dazu bringen, ein Heft zu führen. Als gegen Ende des Semesters der Tag näher rückte, an dem wir das Heft zur Kontrolle und Benotung abgeben mussten, habe ich eine Nacht lang durchgearbeitet, um den ganzen Geschichtsunterricht auf einer einzigen Seite graphisch zusammenzufassen. In Pfeilen und Linien, durchgezogenen, gepunkteten und ge-

strichelten, fanden alle Zusammenhänge des Mittelalters tatsächlich auf einer DIN A4 Seite Platz. Ich war ungeheuer stolz. Sogar dass ich eine Zwei dafür erhielt, verzieh ich Fröllein Kunz.

Als mir mein Professor der Philosophie am Telephon erzählte, dass ich bei seiner Frau Geschichtsunterricht genossen hätte und sie mich als klugen, aber chaotischen Schüler in Erinnerung behalten hat, waren ziemlich genau 25 Jahre vergangen. Aus Fröllein Kunz ist Frau Dr. Alice Holzhey geworden. Ich war überrascht – aber irgendwie auch nicht. Eine Geschichte, die 25 Jahre zuvor im Freudenberg begonnen hatte, hat ihre Fortsetzung gefunden.

Dass ich mich für die Erotik des Denkens und für das Denken der Erotik entschieden hatte, zuerst für die Psychoanalyse, später für die Philosophie, hat wohl auch ein ganz klein wenig mit Fröllein Kunz zu tun.

Diese kleine Geschichte verbindet mich mit Alice Holzhey. Trotz der Unterbrechung von 25 Jahren zieht sich eine bestimmte Linie durch mein Leben, die mit ihrem Namen verbunden ist, wie die A-Line der Untergrundbahn sich durch New-York schlängelt: die Fröllein Kunz – Frau-Doktor-Holzhey-Alice-Linie; am Rande vielleicht, aber eine, die mich in gewisser Hinsicht charakterisiert. Andere Geschichten, mit anderen Namen, charakterisieren mich in anderer Weise.

Die Frage, wer bin ich? zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Neuzeit. Es wurden viele Antworten gegeben, die meisten davon waren sehr allgemein gehalten: Ich bin ein denkendes Ding, lehrt uns Descartes; ich bin durch die Achtung vor dem Gesetz erst Mensch, fügt Kant hinzu; ich bin nicht, sondern komme erst zu mir, indem ich meine Besonderheit als Allgemeines entdecke, meint Hegel; das Sein meines Daseins ist durch Existenziale gegeben, raunt Heidegger; ich bin zur Freiheit verurteilt, verkündet Sartre; ich bin mein Begehren, das aber ohnehin das Begehren des Anderen ist, kontert Lacan.

Doch alle diese Grosstheorien vermögen wenig, wenn es darum geht, mich selbst zu verstehen. Sich selbst verstehen, heisst die Linien zu sehen, die sich durch ein Leben ziehen, die Muster, die sich wiederholen, die Unterbrechungen, die ihm eine Wendung gegeben haben, die möglichen (und unmöglichen) Fortsetzungen begreifen und ergreifen. Und diese können nur Geschichten zeigen.

Als ich vor nun mehr als 40 Jahren etwas über die Welt und mich selbst erfahren wollte, wandte ich mich Grosstheorien zu. Marx, Freud, Heidegger, eine Weile sogar der Talmud sollten mir helfen, mich zu verstehen.

Doch je älter ich werde, desto weniger vertraue ich grossen Systemen. Zum einen lehren sie mich wenig über mich selbst, zum anderen üben sie Gewalt aus. Im Prokrustesbett der Theorien wird das weggeschnitten, was das Leben übertrifft und das hinzugefügt, was das Leben nie erreicht. Stalin gehört zu Marx, und der *terreur* zur Aufklärung. Unter dem Diktat des Absoluten töten Theorien.

Systeme normieren selbst dann – und vielleicht besonders dann –, wenn sie sich für das Offene und den Mangel stark machen. So gesehen macht selbst Freud keine Ausnahme. Obschon er von Geschichten ausgeht, zwingt er je älter er wird, all diese Geschichten in ein einziges Modell, das Modell des Ödipuskomplexes. Überall sieht er Mama und Papa.

„Oh diese Griechen! Sie verstanden sich darauf, zu leben: dazu thut Noth, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehen zu bleiben, den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen Olymp des Scheins zu glauben! Diese Griechen waren oberflächlich – aus Tiefe! Und kommen wir nicht eben darauf zurück, wir Wagehalse des Geistes, die wir die höchste und gefährlichste Spitze des gegenwärtigen Gedankens erklettert und uns von da aus umgesehen haben, die wir von da aus hinabgesehen haben? Sind wir nicht eben darin – Griechen? Anbeter der Formen, der Töne, der Worte? Eben darum – Künstler?“ (Friedrich Nietzsche, *Fröhliche Wissenschaft*, Vorrede)

Wir beklagen die Oberflächlichkeit der heutigen Jugendlichen, die sich bloss noch mit dem Schein, dem Aussehen, den Formen abgeben. Aber vielleicht verstehen sie zu leben? Vielleicht sind sie Künstler des eigenen Lebens geworden? Kann man ihnen verdenken, dass sie nicht mehr an die Weltformel glauben, in einer Zeit, da selbst die Physiker sie aufgegeben haben? Es gibt eine Physik für ganz Kleines (Stringtheorie), für Kleines (Quantenphysik) und für Grosses (Mechanik). Alle Versuche, sie in eine einzige Formel zu packen, sind bislang gescheitert. In gewisser Weise hat sich selbst die Physik in einzelne Erzählungen aufgelöst.

Und angesichts von *big data* verkündete der Chefredaktor von Wired schon vor einigen Jahren das Ende der Theorie. Verfügen wir über eine genügend grosse Datenmenge, können wir, so Chris Anderson, ganz ohne Theorie, nur mithilfe statistischer Methoden Zusammenhänge erfassen und Verbindungen herstellen.

Doch um Verbindungen herzustellen, braucht es keine Statistik. Erzählungen leisten dasselbe. Wer sein Leben erzählt, stellt Verbindungen her, die zwei Fragen beantworten sollen: Wie ist es so gekommen, wie es gekommen ist? Und: Wie soll es weitergehen? Heidegger spricht in diesem Zusammenhang von Geworfenheit und Entwurf. Doch so einfach ist es nicht: Wir sind nie bloss geworfen, wir haben immer auch unsere Scherflein dazu beigetragen. Und wir verfügen über unsere Zukunft nicht beliebig, wir sind auch an Vorgaben gebunden.

Theorien sind Vereinfachungen, auch wenn sie noch so kompliziert geschrieben sind und noch so radikal daherkommen. Sie werden keiner Geschichte gerecht. Nur mittels der Erzählung des eigenen Lebens können wir Geworfenheit und Entwurf in ein Verhältnis bringen, und zwar in ein Verhältnis, das mir, und nur mir alleine, gerecht wird.

Die Lebensgeschichte berichtet von den Umständen, den günstigen und den

ungünstigen, die ein Leben geprägt haben. Wer waren meine Eltern? Was haben sie mir mitgegeben und was haben sie versäumt mir mitzugeben? Was waren meine ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen? Sie berichtet auch von den Entscheidungen, die wir gefällt und die wir unterlassen haben, und zählt die Gründe dafür auf. Sie berichtet von den kritischen Lebensereignissen, die ihm eine unerwartete Wendung gegeben haben, sie berichtet von den eigenen Versäumnissen und von den Glücksfällen. Kurz gesagt: Die Verbindungen der Lebensgeschichte stellen eine Ordnung der Gründe her und sie verteilen Verantwortung. Die Ereignisse sind gegeben, die Ordnung der Gründe und der Verantwortungen stellen wir selbst her. Selbstverständlich stellt jede Gesellschaft Mustererzählungen bereit: Die Geschichte des Helden, die Geschichte des Opfers, die Geschichte des unbeteiligten Beobachters. Doch wir tragen für die Form Verantwortung, die wir unserer Geschichte geben wollen, ob wir sie als Epos des Helden, als Tragödie des Opfers oder als Satire des unbeteiligten Beobachters erzählen wollen. Vielleicht ist eine Psychoanalyse nichts anderes, als einer Lebensgeschichte eine neue literarische Form geben: Aus dem Helden wird ein wenig Opfer, aus dem Opfer ein wenig Held.

Es macht wenig Sinn, nach der Wahrheit von Geschichten zu fragen. Selbst die ganz groben Lügen haben noch einen Kern Wahrheit, und selbst die ganz Wahrhaftigen schielen noch auf Applaus für ihre Wahrhaftigkeit. Die Frage muss anders gestellt werden: Welche Geschichten lassen sich fortsetzen, und welche Geschichten enden in der schieren Wiederholung? Die Möglichkeit der Fortsetzung, der Heideggersche Entwurf, hängt von der Form ab, die wir unserer Geschichte geben und von den Verbindungen, die wir herstellen.

Vielleicht haben wir uns in der Jugend so sehr für die grossen Theorien begeistert, für Marx, für Freud, für Heidegger, weil wir noch keine eigene Geschichte zu erzählen hatten. Vielleicht haben wir uns von den Systemen Angaben über mögliche Fortsetzungen erhofft. Und vielleicht ist es das Privileg des Alters, auf Theorien verzichten zu können, um das eigene Leben zu leben, um die eigene Geschichte fortzusetzen.

Dann bleibt aber nur noch wenig Zeit.